

Manfred Funke

Hypermodern und unzeitgemäß – Kaiser Wilhelm II. und die Krise Europas

Eberhard Straub: Kaiser Wilhelm II. in der Politik seiner Zeit. Die Erfindung des Reiches aus dem Geist der Moderne, Landt Verlag, Berlin 2008, 320 Seiten, 34,90 Euro.

Christopher Clark: Wilhelm II.

Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 2008, 416 Seiten, 24,95 Euro.

John C. G. Röhl, Wilhelm II.

Der Weg in den Abgrund 1900–1941, C. H. Beck Verlag, München 2008, 1611 Seiten, 49,90 Euro.

„History is on the move“ (Arnold Toynbee). Sie stellt uns Frachten zu, deren Herkunft, Gewicht und Bedeutung von Zeit zu Zeit eine genaue Bestandsprüfung erfordern. Meistens empfiehlt sich dazu die Wiederkehr eines Gedenkjahrs. In 2009 gibt es zahlreiche Anlässe des Gedenkens. So jährt

sich die Öffnung der Mauer zum zwanzigsten Mal. Damals hatte die Aussicht auf Wiedervereinigung für uns Deutsche etwas Gewaltiges, doch für andere etwas Gewalttätiges. Musste man mit einem Vierten Reich rechnen? Mit einem neuen Sonderweg? Jedenfalls rasselten die Kausalketten rückwärts zu 1939 und zum Ersten Weltkrieg mit entsprechenden Pontons zu Wilhelm II. (geboren am 27. Januar 1859).

Von drei neuen Werken zu diesem Problemkreis gehen zumindest zwei auf Distanz zur Charakteristik des Kaisers als „Wilhelm der Plötzliche“, der als aufreizender Prahlhans besonders fürs Ausland als der subjektive Faktor deutscher Politik immer bedrohlicher und letztlich zum Hauptverantwortlichen für die Urkatastrophe Europas wurde.

Der Berliner Historiker Eberhard Straub löst Wilhelm aus solchen machtpolitischen Klischees. Nicht um ein Gegenbild zu entwerfen, sondern um die gesellschaftspolitischen

Aspekte dieser Herrschaft zu durchleuchten. Straub zeichnet den Monarchen als „Ausdruck der öffentlichen Seele, der kollektiven Kultur der Deutschen“, die „trotz zuweilen heftiger Kritik ihres Kaisers nicht überdrüssig wurden“.

Der Medienkaiser

Wilhelm übernahm im „Dreikaiserjahr“ 1888 die Herrschaft nach dem Tod seines Vaters und Großvaters im selben Jahr. Eine ganze Generation war damit übersprungen. Man erkannte im jungen Monarchen eine Art Glücksboten fürs Reich, der seinerseits in schwungvoller Manier Deutschlands Zukunft mit Girlanden der großen Verheißung versah. Wilhelm wollte Schirmherr des Reiches, der Fürsten und der Bundesstaaten sein. Er versprach Gutes für seine Untertanen, die indes keine solchen mehr sein wollten, sondern Bürger, die ein neues Wahlrecht und die Parlamentsverantwortung der Regierung forderten. Der

Reichstag sollte mehr sein als Schaubühne für Eitelkeiten und Interessenkämpfe.

In Letztere suchte man den Kaiser immer stärker einzubinden. Wo er Nein sagte, zog er die gallige Kritik der Lagerpresse auf sich. Wilhelm war der erste Medienkaiser. Er musste zumeist – wie der normale Mensch – zwischen Alternativen wählen, die er alle so nicht wollte. Und dann überzog er. Etwa als Imperator, der jeden gordischen Knoten mit dem Schwert durchhaut, der sich aber dabei in Wirklichkeit nur Blessuren holt. Wilhelms Kanzler und Minister suchten nach Schadensbegrenzung und bauten eigene Netzwerke. „Ein isolierter König wird betrogen“ (Straub).

Ästhetik der Macht

Wilhelm verfocht Synthesen von Byzantinismus und Business, von Brief- und Leistungsadel, von Agrariern, Sozialdemokraten, Liberalen. Persönlich stützte er die Lanzen der Konfessionen auf gleiche Länge. An der Spitze des modernsten Industriestaates der Welt pochte der Monarch jedoch auf sein Gottesgnadentum und war zugleich Technik-Freak aus Begeisterung. Für Industrieadel und feudalistisches Bürgertum blieb

Wilhelm Fluchtpunkt der Sehnsüchte nach Huld-erweisung, Orden, Nobilitierung. Zuweilen machten Liberale aus Angst vor den Sozialdemokraten mit Monarchisten gemeinsame Sache oder gar Sozialdemokraten mit diesen aus Furcht vor linken Revolutionären. Der Kaiser gehörte in jedes Kalkül. Alles setzte auf ihn. So oder so.

Und seine Talente waren groß. Noch größer jedoch die Probleme, weil man mit keiner Krise fertig wurde, da jede Lösung unzureichend schien. So suchte man in der Außenpolitik den Aufstieg zu neuer Größe mittels einer Politik der freien Hand, mit der man England als Zünglein an der Waage zwischen Hegemonie und Gleichgewicht in die Finger bekommen wollte. Doch Berlin konnte nichts anbieten, worüber London nicht allein verfügte. Gegen die deutsche Schlachtflotte legten die Briten ihre *Dreadnoughts* auf Kiel und banden Russland wie Frankreich in hochelastische Allianzen. So erschöpfte sich der Kaiser an seinem Temperament, am Weltreich-Allotria, an den Bismarck-Deutschen und Englands antideutscher Riegelpolitik. Bismarcks Strategie, im Wettkampf der fünf Großmächte immer beim 3:2 auf der Seite der Mehrheit zu sein, ver-

dorrte in Deutschland mit der Selbstausslieferung der Staatskunst ans Kriegshandwerk.

Dieser Prozess bildet bei Straub den Rahmen für die Einfühlung in die Ästhetik der Macht-, Herrschafts- und Bildungsmilieus. Geschildert werden uns das Treiben bei Hofe, die Erziehungsstrenge der Mutter Wilhelms, die Schul- und Studienzeit des Kronprinzen, der als Student in Bonn zum „Bürger in Purpur“ (Straub) auflebte. Und der später für die Förderung von Akademien, Universitäten, Schulen (unter Friedrich Theodor Althoffs Ägide) wirkte, große Spenden einwarb, Kirchen baute (Berliner Dom, Gedächtniskirche), sich als Stadtplaner betätigte (Kurhaus Baden-Baden). Auf Korfu betrieb der Kaiser Archäologie, schrieb „Gorgo“, studierte hethitische Sprache. Bei der Antrittsvorlesung des ersten amerikanischen Gastprofessors in Berlin war Wilhelm zugegen. War Wilhelms Konterfei tatsächlich eine einzige Kriegserklärung, wie man in Salons witzelte?

Bei allem Zartsinn kann Straub durchaus zulangem. Etwa mit dem Satz „Der deutsche Sozialismus ist die vollendete Reformation“. Aber zumeist übt er sich in feiner

Porträtkunst. So etwa bei der Beschreibung Auguste Victorias, des Kaisers Gattin, die für Journalisten und Intellektuelle uninteressant war: „Indem die hohe Frau den Wonnen der Gewöhnlichkeit würdige Weihen gab, half sie entschieden mit, in unübersichtlichen Zeiten die Monarchie zu stabilisieren.“ Mit Wilhelm an der Seite, „einem insgesamt erotischen Phlegmatiker“. Viel Esprit bündelt Straub in der Persönlichkeitsbeschreibung des Kanzlers Fürst von Bülow, der neun Jahre lang „den Minister des schönen Äußeren“ darbot, eigene Wege ging und die Epoche der „Gereiztheit“ (Karl Lamprecht), der „Ruhelosigkeit“ (Michael Stürmer), der „Nervosität“ (Joachim Radkau) explosiv auflud. 1906 bezauberte der Kaiser mit Liebenswürdigkeit den damaligen britischen Unterstaatssekretär im Kolonialministerium Winston Churchill, den man zu den Kaiser-Manövern eingeladen hatte. Doch Churchill sah vor allem endlos paradierende Legionen. „Er verfügt über Soldaten wie Sand am Meer“, notierte Churchill.

Letztlich wurde militärische Stärke zur Rückversicherung aller Politik. Man wollte keinen Krieg. Und jeder ließ es darauf

ankommen. Selbst der bedachtssame Reichskanzler von Bethmann Hollweg provozierte am 2. Dezember 1912 mit seiner Rede im Reichstag die Briten. Einen Tag vor Ankunft des britischen Kriegsministers Haldane in Berlin, der Deeskalationschancen ausloten wollte, kündigte der Kaiser eine neue Flottennovelle an.

Kein Kriegstreiber

Neben Straub versucht sich auch der britische Historiker Christopher Clark (Cambridge) als Höhlenforscher in der Polypenwelt des eindeutig Uneindeutigen. Clark will Wilhelm nicht „rehabilitieren“, doch „Verunglimpfung und Verständnis wieder in ein angemessenes Verhältnis zueinander bringen“. Weder sieht Clark dabei den Kaiser als Randfigur noch als alleiniges Entscheidungszentrum, weder als Inbegriff moralischer Verächtlichkeit oder Kriegstreiberei noch als uniformierten Popanz. „Er bleibt“, so Clark, „ein intelligenter Mensch, ausgestattet mit einem schlechten Urteilsvermögen, der zu taktlosen Ausbrüchen und kurzsichtigen Begeisterungen tendierte, eine ängstliche, zur Panik neigende Gestalt, die häufig impulsiv aus einem Gefühl der Schwäche und Bedrohung

heraus handelte.“ Für entsprechend eruptive Aggressivität gibt es zahlreiche Belege.

Indessen fordert Clark deren genaue Überprüfung anhand aller Kontexte der jeweiligen Aussagen. Dabei wird zum Beispiel in der Verschärfung der Juli-Krise 1914 Wilhelms Neigung deutlich, einerseits den Serben eine Abreibung zu verpassen. Andererseits sah er nach Belgrads einlenkender Reaktion auf das Wiener Ultimatum keinen Grund mehr zum Krieg. Der Kaiser empfahl gar eine Annäherung Österreichs an Serbien. Wilhelm war kein Kriegstreiber, unterband aber nicht entschieden genug die Kriegstreiberei. Er fürchtete sich als Oberster Kriegsherr vor Häme, ein Hasenfuß zu sein. Sicherheitshalber rückte auch für ihn das Militär zunehmend ins Zentrum einer Krisenpolitik, in welcher Wien das Reich beim Wort nahm und deutsche Bündnistreue in die eigenen Operationspläne einspeiste, die wiederum von den deutschen Militärstrategen am Kaiser vorbei konditioniert wurden. Gegen den Zeitdruck der Mobilisierungsvorgaben und Englands definitiver Verweigerung der Neutralität am 2. August bei einem deutschen Angriff auf Frankreich konnte der

Kaiser nichts mehr ausrichten. Es war zu spät für die Ausführung seines Befehls, den Aufmarsch im Westen zu stoppen. Hatte Wilhelm wenige Stunden zuvor Champagner nach einer (Fehl-)Information seines Botschafters in London über englisches Stillhalten auffahren lassen, so wandte er sich jetzt schroff an Generaloberst Helmuth von Moltke, den Chef des Großen Generalstabs, mit der Bemerkung: „Machen Sie jetzt, was Sie wollen.“ Doch bei der Thronrede am 4. August inszenierte der Kaiser das Fatale mit der gewohnten pastosen Inbrunst. Er rief auf zum Verteidigungskrieg gegen die feindlichen Mächte, die sich seiner aufrichtigen Friedenspolitik versagt hätten. Nun gelte es, gemeinsam zu kämpfen. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.“

Doch im Verlauf des Schreckenskrieges brach der Parteienstreit umso heftiger hervor. Am Ende kapitulierte der Kaiser nicht nur an der äußeren Front. Vor Kriegsende verließ er Berlin, da er sowohl von der Regierung als auch vom Reichskanzler „in keiner Weise mehr in Anspruch genommen wurde, mein Aufenthalt zu Hause also zwecklos erschien“, beschreibt Wilhelm in

seinen Erinnerungen das Ende der Monarchie.

Im Gegensatz zu Straub und Clark gilt für John C. G. Röhl (Universität Sussex) Kaiser Wilhelm als Treibsatz im deutschen Sturmzentrum gegen den Frieden Europas. Auch nach dreißigjähriger empirischer Feldforschung bleibt Wilhelm für Röhl die „Nemesis der Weltgeschichte“, das Bindeglied „zwischen dem Wilhelminischen Kaiserreich und Auschwitz“, der „Vorbote Adolf Hitlers“, jedenfalls bis zum Kriegsbeginn 1914 „die entscheidende Kraft“. Dazu, erläutert Röhl, wird der Leser kaum einen Satz finden, „der nicht ein damals geschriebenes oder gesprochenes Zitat enthält oder durch ein solches belegt werden kann“. Sie fügen sich bei Röhl zum Urteil: „Heute steht die Hauptverantwortung der deutschen und österreichischen Regierungen für die Herbeiführung des großen Krieges im Juli 1914 nicht mehr infrage.“ Seit Dezember 1912 sei dieser „– unmittelbar nach Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals –“ auf dem Wege eines „Rassenkrieges“ zwischen Österreich und Serbien herbeigeführt worden. Röhl geht nirgends auf die Indizienkette des Bonner Osteuropa-Historikers Horst Günther Linke ein, der die Initialzündung für

den Krieg den Russen zuweist. Sie hatten mit Serbien, wie Golo Mann feststellt, ebenso wenig zu tun wie die Deutschen mit den Norwegern oder Buren. Die große Edition *Der Erste Weltkrieg* von Wolfgang Michalka ist bei Röhl nicht aufgeführt. Zugleich sei betont, dass Röhl den informativsten Beitrag leistet zu Glanz und Elend der Kaiserzeit, zumal in der filigranen Abhandlung über Wilhelms Exil und Ende.

Geht der Historiker in eigene Fallen, wenn er ausgerechnet die Politik der großen Mächte aus der menschlichen Natur nuklear rationalisieren will und dabei auf die Frage Golo Manns stößt, wo denn geschrieben stehe, dass eine historische Persönlichkeit „einen einzigen Begriff haargenau erfüllen muss“? Doch darf solche dialektische Relativierung nicht die Schließung der Akten erlauben über einen Kaiser mit dieser extra-konstitutionellen Machtfülle, der die Kriegsflagge weder selbst anzündete noch austrat. Welche Testgebiete „für historisch trainiertes Urteilsvermögen“ (Hans-Peter Schwarz) wären attraktiver als solche bizarren Ausformungen politischer Pathologie? Die Frage verbietet ein jedes Fazit in salomonischer Absicht.